Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. № 9.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Freitag den 3. März 1843.

Die Braunkohle als Düngungsmittel.

Zu der im hiesigen Wochenblatte von meinem Herrn Kollegen mitgetheilten Abhandlung über Braunkohle u. s. w. erlaube ich mir, über die Anwendung der Staub- oder erdigen Braunkohle noch Einiges hinzuzufügen.

Von mehreren prakt. Landwirthen wird, wohl mit Recht, die Besorgniß geäußert, daß der thierische Dünger, durch den immer fühlbarer werdenden Mangel an Streu, mit jedem Jahre seltener werden möchte; es muß mithin von hoher Wichtigkeit sein, ein Düngungsmittel aufzufinden, welches den thierischen Dünger theilweise ersetzen könne. Ob die Braunkohle, ohne weitere Vorbereitung, dies zu leisten im Stande sei, ist aus mehrfachen Gründen zu bezweifeln, und könnte nur die Erfahrung hierüber entscheiden; die Bestandtheile der Braunkohle lassen aber mit ziemlicher Gewißheit vermuthen, daß durch eine sachgemäße Behandlung ein günstiges Resultat der Art erlangt werden könne.

Zuvörderst einige Worte über Düngungsmittel im Allgemeinen. Jedes Mittel, wodurch ein üppiges Wachsthum und erhöhte Fruchtbarkeit der Pflanzen erzielt wird, heißt ein Düngungsmittel. Es können directe sein, d. h. solche, die im Erdreich Humus erzeugen, als: verweste thierische und vegetabilische Stoffe, oder indirecte, welche da, wo es nöthig, den in der Erde befindlichen Humus zur Aufnahme in die Pflanzen erst tüchtig machen, als z. B.: Kalk, Asche, Gips und Mergel. Vielleicht ist es nicht überflüssig, hier kurz zu erörtern:

Was versteht man unter Humus?

Humus nennt man das Produkt der auf der Erde verfaulten oder verwesten Thier- und Pflanzenstoffe. Letzterer zerfällt in drei Unterabtheilungen:

1) in einen im Wasser löslichen Stoff, Humus-Extrakt, welcher sich dem Erdreich leicht mittheilt;
2) in einen im Wasser sehr schwer löslichen Stoff, Moder, auch Humussäure genannt, weil er Eigenschaften einer Säure besitzt und mit Pottasche, Soda, Kalk u. s. w. lösliche Verbindungen, Salze, bildet. Dieser Theil bedarf erst einer Umwandlung, um dem Vorigen gleich wirksam auftreten zu können, und endlich
3) in einen ganz unlöslichen kohlenartigen Stoff, Humuskohle genannt! Dieser scheint ein Product der weiter vorgeschrittenen Zerstörung der übrigen Bestandtheile zu sein, und bedarf natürlich wie der Vorige erst einer Umwandlung.

Ein Gemenge dieser Stoffe mit der obersten Erdschicht bildet die sogenannte Damm- oder schwarze Gartenerde, und ein Gehalt solcher guten Damm-Erde in gewöhnlicher Ackererde ist zum Gedeihen der Pflanzen erforderlich.

Die Braunkohle besteht zum größten Theil aus den beiden zuletzt erwähnten Stoffen; nach der angestellten Analyse enthält unsere Staubkohle nur etwa 1½ Procent in Wasser lösliche Theile (Humusextrakt),

gen 38 Procent Humussäure und 30 Procent Humuskohle.

Dieselbe allein für sich als Dung verwendet, würde wahrscheinlich lange Zeit erfordern, um die letzten beiden Stoffe dahin zu modificiren, daß sie wirksam auftreten können. Eine in Grimma 1840 erschienene Schrift: Braunkohle und Stechtorf als Düngungsmittel ꝛc. ꝛc. von Chemiker und Apotheker Fischer, giebt ein Verfahren an, wie man auf wenig kostspielige Art, mit Vermeidung des thierischen Düngers, die Braunkohle zum kräftig wirkenden Düngungsmittel umwandeln könne, wovon ich hier einen kurzen Auszug folgen lasse: 5 Scheffel möglichst feine Braunkohle (Staubkohle) werden mit 1 Scheffel gebranntem Kalk, der vorher zu Kalkmehl gelöscht worden ist, und wenn es sein kann, noch mit 1 Scheffel Holzasche gemengt; am zweckmäßigsten mittelst Durchwurfs, um die Mengung so innig als möglich zu machen. Hierzu kann, nicht ohne Nutzen, auch Seifensiedereinschlag, Ziegelmehl, auch Torf- oder Braunkohlenasche, vorausgesetzt, daß bei letzterer auch Holzasche befindlich, beigegeben werden. Ist die Mengung verrichtet, so wird dieser Haufen sogleich umgeschaufelt, so daß ein neuer, möglichst hoher Haufen daraus wird, welchem während des Zuschaufelns nach und nach nur so viel Wasser zugesprengt wird, daß der neue Haufen gleichmäßig angefeuchtet worden, aber ja nicht zu viel Wasser, damit nichts davon ablaufen könne. Man überläßt diesen Haufen nun mehrere Wochen der Ruhe, während man ihn öfter durch eine Vertiefung auf der Oberfläche anfeuchtet. Nach Verlauf von 3 bis 4 Wochen schaufelt man diesen Haufen gänzlich um, und läßt ihn dann wieder mehrere Wochen, auch Monate, unter stetem Feuchthalten liegen. Es ist bei dieser Arbeit dreierlei durchaus erforderlich:

1) möglichst innige Mengung der Bestandtheile;
2) gehörige Instandhaltung des feuchten Zustandes, doch so, daß keine Flüssigkeit ablaufe, die grade das Wirksamste mit fortführen würde;
3) daß der Dunghaufen unter guter Dachung gehalten werde, damit der Regen nicht das Wirksamste fortschwemmen könne.

Hiermit ist nun die ganze Arbeit vollendet. Die Verwendung dieses Braunkohlendunges geschieht mittelst Ausstreuens auf den Acker, weshalb man, wenn die Zeit des Düngens naht, das Anfeuchten unterläßt, damit das Ganze eine nur wenig feuchte Masse bilde, welche sich recht gleichförmig ausstreuen läßt. Ob das zeitraubende Aufhäufen, Durchnässen und Umschaufeln ganz unterbleiben könne, und sogleich nach der innigen Mengung das Düngungsmittel mit demselben Erfolge ausgestreut werden könne, muß durch praktische Erfahrung erst festgestellt werden, ebenso in welchem Verhältnisse die Menge dieses Dungmittels zu verwenden sei. — Der Verfasser giebt ferner noch die Wahrscheinlichkeitsgründe an, für welche Gattung von Feldfrüchten dieser Dung besonders zuträglich sei, und entscheidet sich für Kartoffeln, Zuckerrüben uud Weinstock, dahingegen Roggen und Weizen in mit thierischem Dünger begabten Boden besser gedeihn.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, habe ich mich jedes Versuches enthalten, hier erörtern zu wollen, auf welche Weise die Chemie das Gedeihen das Feldfrüchte und Pflanzen überhaupt, durch Aufnahme der Grundbestandtheile der durch Fäulniß zersetzten Thier- und Pflanzenstoffe, erklärt, und wünsche nur, daß durch gründlich angestellte Versuche das in der Praxis sich bewähren möchte, was die Theorie hier aufgestellt hat.

C. Hellwig.

Zwei Getäuschte.

(Fortsetzung.)

M. M. an Vilhem. — „Liebster Freund, wie gut sind Sie. Wie ehrt mich Ihr Vertrauen und macht mich glücklich. Anfangs zögerte ich, meine Antwort holen zu lassen; jemehr der Zeitpunkt sich näherte, wo ich einen Brief von Ihnen erwarten konnte, desto mehr schwand meine Hoffnung. Ich wohne nicht in Havre. Lassen Sie mir das Geheimniß, das mich schützt und mir Muth giebt, Sie zu lieben. Fragen Sie nicht, wo ich bin. Sein Sie versichert, daß ich nur an Sie denke. Als mein Bote wieder kam, wagte ich nicht zu fragen, ob er einen Brief habe. Er gab mir ihn, ich nahm ihn und zog mich in mein Zimmer zurück; ich konnte mein Glück nicht glauben und noch jetzt begreife ich es kaum. Jetzt habe ich nun ihren Brief gelesen und tausendmal wieder gelesen. Ich hatte mich über Sie nicht getäuscht, und doch zürnte ich Ihnen fast, daß Sie geschrieben; ich hätte alle Schätze der Welt hingegeben, wenn mein Brief nicht zu ihnen gekommen wäre.

„Ja, ich nehme Ihre Freundschaft an, mit unaussprechlicher Freude nehme ich sie an. Sie sollen erfahren, wie eine Frau liebt und tröstet. Ich bin

also Ihre Schwester, Ihre Freundin; auf Sie allein werde ich alle Zärtlichkeit einer Schwester, einer Mutter verwenden. Lassen Sie mich Sie lieben, empfangen Sie alle Hingebung, deren mein Herz fähig ist, und wenn Sie mich mehr kennen werden, so lieben auch Sie mich ein wenig, wenn es Ihnen möglich ist.

„Aber vor Allem, wiederhole ich Ihnen, suchen Sie nicht zu erfahren, wo oder wer ich bin. Ich würde Sie fürchten und nicht mehr lieben können. Mein Leben war so langweilig, so trübselig, so leer! Nichts machte mir Freude, nichts interessirte mich. Ich hatte Sie errathen, mein Freund; ich erwartete Sie und Alles, was Sie nicht berührte, hatte kein Interesse für mich. Ich nenne Sie jetzt meinen Freund. Mein Herz nannte Sie schon lange so; dieser Name ist mir nicht neu, nicht fremd. Aber werden Sie mich nicht leichtsinnig nennen, und thue ich nicht Unrecht, wenn ich Ihnen das sage? Der schreckliche Gedanke schon macht mein Blut zu Eis, man könnte erfahren, daß ich an Sie schreibe. Ist das die Stimme der Pflicht und der Züchtigkeit, oder der Furcht, daß man mir mein Glück nehmen könnte? Mein Freund, sagen Sie es mir, wenn ich Unrecht habe. Führen Sie mich, rathen Sie mir; sein Sie gut, strafen Sie mich nie, daß ich nur ein armes unwissendes Weib war, das vielleicht nicht gut genug überlegte, ehe sie Ihnen schrieb.

„Sie wollen, daß ich Ihnen von mir schreiben soll. Aber was kann ich Ihnen von mir sagen? Ich wage es noch nicht. Es scheint mir, ich würde meinen Entschluß übertreten, Ihnen unbekannt zu bleiben. Aber wenn Sie sich nun ein Bild von mir entwürfen, das mir nicht gliche und dieses liebten.... Ich bin jung, habe blondes Haar und man nennt mich erträglich hübsch. Das ist Alles, was Sie zu wissen brauchen.

„Aber geben auch Sie, mein Freund, mir ein Bild von Ihnen. Uebrigens glaube ich sicher, Sie errathen zu haben, Sie sind groß, schlank, etwa achtundzwanzig Jahre und haben schwarzes Haar. Ich wette, ich täusche mich nicht.

„Im Augenblick, wo ich Ihnen schreibe, ist das Meer sehr schön. — Sie, als Pariser, wissen nicht, daß die Natur uns glänzendere Feste giebt als die Hauptstadt. Ich schicke Ihnen einige Veilchen, die ich unter ihren fast verdorrten Blättern in meinem Garten gefunden habe. Es sind wahrscheinlich die letzten dieses Jahres. Leben Sie wohl."

Am Abend bemerkte Roger mit Unmuth, daß seine Frau blond sei; es schien ihm, als wenn sie kein Recht hätte, es zu sein. Nichts ist so störend als die Aehnlichkeiten, welche Menschen, die man nicht liebt, sich erlauben mit Personen zu haben, die man liebt. In Rogers Lage besonders war diese Aehnlichkeit höchst unangenehm und unbequem. Er kannte das Gesicht seiner Correspondentin nicht und wenn er sich ein Bild von ihr entwerfen wollte, so führte die Idee der blonden Haare natürlich eine Aehnlichkeit zwischen dem Gesichte derjenigen, von welcher er sich ein Bild machen wollte, und dem seiner Frau herbei. Das war gewiß der boshafteste Streich, den ihm der Zufall spielen konnte.

Martha kündigte Berenicen aber an, daß sie am nächsten Morgen zeitig aufstehen müsse, da sie Quittenconfituren machen wolle. Roger zog eine verdrießliche Miene, die aber keineswegs sagen wollte, daß er eingemachte Quitten an sich verachte, die ohne Widerrede die geistreichsten unter allen eingemachten Früchten sind.

M. M. an Vilhem. — „Ich habe es Ihnen gesagt, lieber Herr Vilhem, daß ich für Sie nur eine Neigung sein will, und bedaure daher, daß ich, hingerissen von einer Art eifersüchtiger Koketterie, Ihnen die Farbe meines Haares genannt habe. Ich will für Sie nur gleich den Engeln des Himmels sein, deren Geschlecht man nicht kennt, die man als schön rühmt, ohne zu wissen, worin ihre Schönheit besteht.

„Aber Sie, Sie will ich kennen lernen, Sie sehen, Ihnen im Geiste folgen. Sagen Sie mir, ob ich mich bei dem Bilde getäuscht habe, das ich mir von Ihnen entwarf; sagen Sie mir Alles, was Sie meinem Geiste näher bringen kann. Erzählen Sie mir von Ihren Gewohnheiten, nennen Sie mir die Stunden, wann Sie arbeiten; beschreiben Sie mir Ihr Arbeitscabinet. Ich wünsche die Farben und Blumen zu kennen, die Sie lieben. Arbeiten Sie am Tage oder in der Nacht? Sind einige Personen Ihrer Romane Portraits oder Gestalten Ihrer Phantasie? Wenn Sir mir auf alle diese Fragen nicht recht ausführlich antworten, so bin ich Ihnen böse, und liebe Sie nicht mehr. Besonders aber liegt mir eine Frage am Herzen, die ich bis zuletzt, als Postscriptum aufbehalten will, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil ich sie kaum wage, und dann, weil sie vielleicht diejenige ist, deren Beantwortung meine Neugierde am stärksten anregt. Sprechen Sie

mir von der Frau, die Sie lieben. Ein Dichter ohne Liebe ist mir unbegreiflich, und Sie, die Sie alle Eigenschaften eines Dichters in einem so hohen Grade besitzen, Sie können diesen Punkt nicht vernachläßigt haben.

„Noch müssen Sie mir eine Laune hingehen lassen. Mit diesem Briefe erhalten Sie von mir geschnittene Federn. Sie müssen sich ihrer bedienen. Ich werde dann ein doppeltes Vergnügen empfinden, Ihr nächstes Werk zu lesen. Aber apropos, Fauler, Ihr letztes ist schon vor drei Jahren erschienen. Was machen Sie denn? Haben Sie sich in den Wirbel der Welt hinreißen lassen? Haben Sie vergessen, was Sie in einer Ihrer Schriften sagen? „Der Dichter ist gleich dem Adler, der in das Thal hinabstürzt, um seine Beute zu erfassen und mit ihr sich zur Sonne, zum Himmel erhebt, auf unnahbare Felsenspitzen, wo er sein Nest gebaut hat!"

Als Roger diesen Brief erhielt, war sein ganzes Haus wegen der einzumachenden Quitten in Aufregung; in jedem Kamin stand ein Kessel, jeder Tisch war mit Töpfen besetzt und Martha kam zu ihrem Gatten und bat ihn, runde Papiere zu schneiden, um diese zu bedecken. Roger's erster Gedanke war, diesen Antrag abzuweisen, der so wenig mit seiner Gemüthsstimmung harmonirte. Doch als er bedachte, daß er, ausgestreckt in seinen Lehnsessel und den süßen Träumen an seine Correspondentin hingegeben, in den Augen Martha's für den müßigsten Menschen von der Welt, und seine Weigerung für üble Laune gelten müsse, deren Grund anzugeben ihm schwer fallen werde, so ergab er sich darein, nahm Scheere und Papier und ließ seine Hände nach den empfangenen Instructionen arbeiten, während sein Geist den Raum überflog, der Honfleur von Havre de Grâce trennt. Als er eine Anzahl Papiere geschnitten hatte, glaubte er, er habe Zeit zu schreiben, ehe sie alle verbraucht seien, und er antwortete M. M.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Unter allen Städten des Continents mag wohl Hamburg die durstigste Stadt sein; dort kommt nämlich auf 59 Köpfe schon ein Schankwirth. Ein Verhältniß, das wohl, Gott sei Dank, an keinem andern Orte stattfinden möchte! —

*Ein Bauer in Oberndorf sperrte unlängst des Sonntags Nachmittags seine Katze in die zum Braten bestimmte Ofenröhre, weil dieselbe mehrmals daraus genascht hatte, ein, um sie durch ein unter der Röhre angebrachtes Feuer zu braten. Als er aus ihrem Geheul vernahm, sie ringe bereits mit dem Tode, öffnete er neugierig das glühend heiße Behältniß; wüthend sprang das stark verbrannte Thier heraus auf seinen Peiniger und biß ihn in die Hand; ein weißer Geifer überzog die Wunde und in einigen Tagen büßte der Bauer seine Grausamkeit mit dem Tode. — Unserer Volksschule liegt es ob, dafür zu sorgen, daß die Thierquälerei besonders von der Jugend als das erkannt werde, was sie wirklich ist, als ein Verbrechen gegen den Schöpfer und seine Geschöpfe. —

*Witz war grade Napoleons starke Seite nicht, deshalb finden sich solche geistreiche Impromptus, wie man von Friedrich den Großen so viele erzählt, nur äußerst selten bei ihnen vor; eins davon aber entschlüpfte ihm einmal in Dresden. Es war an der großen Tafel beim König Friedrich August (1806), als die Königin gegen Napoleon äußerte: Ich habe doch viele Bildnisse von Ew. Majestät gesehen, aber keins ist vollkommen ähnlich. „Ja, das wundert mich nicht," antwortete dieser, „man malt mich immer zu schwarz."

*In einem Hüttenwerk in Frankreich hat sich ein gräßlicher Unglücksfall zugetragen. Der Werkmeister gewahrte in einer der Maschine einen fremdartigen Körper, der deren Gang stören konnte. Er schickte einen Arbeiter nach einem Instrument, um denselben damit herauszuziehen; da derselbe aber ihm zu lange ausblieb, so wollte er das Hinderniß mit der Hand ergreifen und bückte sich über die Maschine. In dem Augenblick erfaßte der Cylinder seinen Rock und im nächsten Augenblicke war der Unglückliche zu Brei zermalmt. —

*In Folge der hohen Mauthen in Frankreich, berichtet ein Deputirter, wird mehr als $1/3$ des in Paris consumirten oder ins Ausland gebrachten Weins verfälscht, namentlich werden in Paris jährlich über 400,000 Litres Wasser unter den Wein gemischt. —

Druck und Verlag von W. Levysohn.